

Nr. 148. Bromberg, den 3. Juli 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(15. Fortsetzung.)

Der Tschechen hatte sich beim Angriff der zwölf Sträflinge ein panischer Schrecken bemächtigt. Alles Grausen, das von dem finstern Gefängnis ausging, war in diesen Gestalten verkörpert, die jetzt auf einmal ihre wahre Gestalt anzunehmen schienen.

In wilder Flucht jagte alles auseinander.

Man hatte eine barmherzige Schwester verwundet und die Mörder waren aus dem Kerker losgelassen.

Keiner stand still, solange er nicht außer Sehweite war. Nur Zaboj war trotzig neben seinem fast betäubten Vater stehen geblieben. Er half ihn aufrichten, als die deutschen Bauern sich düster anschickten, die Verwundeten im Hospital des Kloster unterzubringen.

Neuntes Kapitel.

An der Klosterpforte empfing die Oberin den traurigen Zug. Sie wehrte jedem den Eintritt, der nicht durch eine Verwundung sein Anrecht auf die Gastlichkeit des Hauses bewies.

Die Bauern zogen sich demütig zurück, auch die, welche von den Steinen getroffen waren. Niemand hatte einen ernsthaften Schaden davongetragen als Schrammen und Stöße, wie sie bei Wirtshausraufereien oft vorkamen und leicht verschmerzt wurden. Nur der sterbende Sokolist, dann Anton Gegenbauer, welcher noch immer ohne Bewußtsein war, und Petr Zilbr, der in seinen Schmerzen jämmerlich schrie, wurden von den Sträflingen in den Krankenraum hinaufgetragen.

Svatopluk hatte keinen ernstlichen Schaden genommen; da er aber wimmernd erklärte, ein elender Krüppel zu sein und sich nicht rühren zu können, so wurde auch er hinaufgeführt.

Erst nachdem alle untergebracht waren und die Klosterpforte auch hinter Zaboj geschlossen war, ließ die Oberin, eine vornehme Dame, deren weißes Haar ein bleiches, fast faltenloses Gesicht umrahmte, sich von den beiden Schwestern Bericht erstatten. Dann zog Schwester Barbara sich zurück, erschien aber bald wieder. Sie hatte nur einen Streifen Linnen um ihre Wunde gebunden und widmete sich heiter der Pflege der Verwundeten.

Diese waren in dem großen, von Kreuzgewölben überdeckten Saale untergebracht, welche das Kloster vom Kerker trennte. Es waren acht Betten darin aufgestellt, und drei davon waren von erkrankten Sträflingen besetzt. Die Stätte in der dunkelsten Ecke des Saales wurde dem Sterbenden zugewiesen, die nächsten Betten blieben frei.

Zwischen den Lagern von Anton und Petr ächzte ein Sträfling, der sich bei der Arbeit einige Finger der linken Hand zertrümmert hatte. Svatopluk war auf einem Stuhle neben Petr niedergesunken und verlangte dringend, als ein Verletzter hier Unterkunft zu finden.

Noch am Nachmittage erschien Antons Freund, der frühere Arzt von Blatna, der von Oberndorf aus auch diese Anstalt leitete. Er konnte für den schwergetroffenen Turner keine Hoffnung geben. Petrs Zustand schloß jede Gefahr aus, doch sollte der völlig verzagte junge Mann etwa eine Woche stilliegen.

Anton hatte einen traurigen Anblick dargeboten, als man ihn ins Kloster brachte. Seine Kleider waren von den Steinwürfen vielfach zerrissen und er über und über mit dem Blute besudelt, das immer noch aus einer breiten Schläfenwunde niedersickerte. Die Untersuchung stellte nun glücklicherweise fest, daß fast alle Steine auch ihn nur oberflächlich verletzt hatten. Nur die klaffende Wunde an der Schläfe konnte bedenklich werden, wenn er nicht auf das sorgfältigste gehütet und noch späterhin jede Aufregung von ihm ferngehalten wurde.

Als der Arzt auch darüber entscheiden sollte, ob Svatopluk im Hospital zu behalten war oder nicht, lachte er ihn geradezu aus und sagte zur Oberin:

„Wenn dieser Mann krank würde, so gehörte er sicherlich hierher ins Kerkerhospital; aber er ist völlig gesund, der heutige Tag hat ihn nur ein wenig angegriffen."

Svatopluk blickte den Arzt mit seinem bösesten Blicke an und fügte sich darein, den Zufluchtsort zu verlassen. Er humpelte schwerfällig bis zum Kopfende von Petrs Lager und begann dort ein leises Gespräch mit dem Verwundeten, der nicht aufhörte, zu stöhnen und einmal in den Ruf ausbrach:

„Laßt mich in Ruh, ich will nichts mehr mit eurer verdammten Politik zu tun haben, ich bin ein geschlagener Mann, ich werde niemals wieder tanzen können."

Während Svatopluk auf seinen Krücken über das Lager gebeugt weiterflüsterte, hörte man vor der Tür auf dem Korridor lautes Streiten. Der Soldat, der dort auf Posten stand, verweigerte jemandem den Eintritt.

Schwester Barbara eilte von Antons Lager hinaus und kam sofort mit Katschenka an der Hand zurück.

„Es ist die Tochter des alten Mannes, wie sie sagt", sprach Schwester Barbara bittend zur Oberin, „und die Braut des armen Menschen dort."

Und sie wies auf Anton.

„Meine Braut ist sie, meine!" schrie Petr Zilbr.

Katschenka war verwirrt stehen geblieben. Mit vorgebeugtem Körper stierte sie über Petr und den nächsten Kranken hinweg auf den bewußtlosen Anton.

„Einerlei, liebes Kind," sagte die Oberin, „sei willkommen! Deinem Vater ist nichts geschehen. Du kannst hierbleiben, wenn du uns in der Krankenpflege unterstützen willst und Dienste leisten ohne Ansehen der Person."

Katschenka faltete die Hände.

„Und er?" rief sie flehend. „Er? Ist er tot?"

„Dein Bräutigam ist nur leicht verletzt, und auch der andere wird genesen."

Da schlug Katschenka beide Hände vor die Augen und schluchzte, daß ihr ganzer Körper wie in Krämpfen zitterte.

Da rief ihr der Vater barsch zu:

„So komm, führe mich nach Hause!"

Katschenka ließ die Hände vom tränenüberströmten Antlitze heruntergleiten und schaute um sich. Lange blieben ihre Blicke dort haften, wo Schwester Barbara Antons

Stirn wieder mit Eis kühlte. Dann wandte sie sich schaudernd an ihren Vater und flüsterte:

„Laß mich hier, ich darf nicht fort. Ich würde sterben vor Angst."

Die Oberin beobachtete aufmerksam die Mienen von Vater und Tochter.

„Wenn dein Vater es verlangt, so mußt du ihm folgen," sagte sie mit milder Stimme.

Da warf Katschenka sich der Oberin zu Füßen, drückte deren Gewand an ihre Lippen, schrie auf und sprach dann unter Tränen:

„Um Christi Wunden willen, behaltet mich hier, hochwürdige Frau."

Die Oberin hob das Mädchen liebreich zu sich empor, schlang ihren Arm um sie und sah Svatopluk Prokop mit Augen an, die plötzlich streng und befehlend geworden waren.

Katschenkas Vater knurrte etwas zwischen den Zähnen, was eine Einwilligung oder auch ein Fluch sein konnte. Dann verließ er, schwerfällig auf den Krücken fortschleichend, ohne Dank und ohne Gruß den Krankenraum.

Die Oberin sah ihm lange schweigend nach. Dann ordnete sie ruhig alles an, was nötig war. Nach der Sitte des Hauses durfte niemals eine der barmherzigen Schwestern allein den Saal betreten. Die Oberin gab die Erlaubnis, daß Schwester Barbara sich von nun an von Katschenka begleiten und unterstützen ließ. Nur sollte das fremde Mädchen natürlich ihr theaterhaftes Kostüm ablegen und in bescheidener Tracht erscheinen, wie es sich für so ernste Räume geziemte.

Katschenka blickte bei dieser Mahnung erschreckt auf das bunte Zeug hinunter, das sie anhatte, und riß sich zornig die blau-weiß-rote Schärpe vom Leibe.

Die Oberin erhob zu milder Zurechtweisung den Finger; dann ging sie von Lager zu Lager, schob da ein Kissen zurecht, reichte dort einen kühlenden Trank, erneuerte den Eisumschlag des nur schwach atmenden Anton, sah nach dem Verbande des Schwerverwundeten und verließ endlich mit freundlichem Gruße den Saal.

Katschenka hatte indessen auch ihre Pelzmütze abgenommen und ein graues Tuch, das Barbara ihr brachte, umgebunden. Während die Schwester unter leisen Gesprächen ruhelos ihren Dienst verrichtete, setzte sich Katschenka neben Petr nieder und ließ ihm ihre Hand. Aber starr blickten ihre Augen über das Nachbarlager hinweg unverwandt auf Anton. Petr Zilbr schimpfte auf Gott und die Welt, auf Svatopluk und Zaboj und stöhnte jedesmal jämmerlich auf, wenn er bei der leisesten Bewegung einen Schmerz in seinem Fuße verspürte, oder wenn Schwester Barbara nach Vorschrift des Arztes den Umschlag wechselte.

Der Sträfling mit der zerquetschten Hand, ein mährischer Holzknecht, der wegen Straßenraub zwölf Jahre schweren Kerker erhalten hatte und davon bereits sieben im Zuchthause zum heiligen Joseph zubrachte, hatte schon lange gemurrt.

Nach einem abermaligen häßlichen Aufschrei Petrs sagte er mit demütiger Stimme:

„Ich bitte Sie, Herr Nachbar, Sie wissen nur noch nicht, was hier im Hause der Brauch ist. Hier schreit keiner, und sollte ihm auch ein Bein mit einer stumpfen Säge abgenommen werden. Ja, mein allergnädigstes Fräulein," wandte er sich mit leiser und demütiger Stimme an Katschenka, „wir haben es hier gut bei den Schwestern, und zum Danke dafür sind wir auch fein still. Früher haben wir die Schmerzen schon ausgehalten aus Respekt vor der hochehrwürdigen Frau Oberin. Aber jetzt, seitdem Schwester Barbara so oft zu uns kommt, braucht's keinen Respekt, wir fühlen die Schmerzen gar nicht mehr. Und was wir Halunken aus dem Zuchthaus vermögen, das wird doch ein so nobler Herr auch noch zustande bringen."

Man hörte Schwester Barbara leise in einem Winkel auflachen, wo sie die Bettwäsche für den nächsten Tag zurechtlegte. Petr schämte sich, und da seine Schmerzen im Grunde gar nicht so arg waren, so verhielt er sich ruhig. Er stellte an Katschenka einige Fragen. Sie antwortete nicht und er ließ seine Stimme zum leisesten Flüstern sinken.

Man hörte in dem dämmerigen Raum bald nichts mehr als die ungleichen Atemzüge der Kranken und ab und zu die flüchtigen Schritte und ein heiteres Trostwort von Schwester Barbara.

Katschenka konnte die Züge Antons nicht mehr erkennen, auch dann nicht, als zwei dienende Schwestern Licht gebracht hatten. Nur auf dem großen Tische, wo Schwester Barbara jetzt die Abendsuppe in kleine Näpfe goß, brannte eine helle Öllampe. Sonst glimmten nur neben jedem Bette die winzigen Nachtlämpchen, und hinten, gerade am Bett des Schwerverwundeten, warf die ewige Leuchte ihre roten Strahlen erschreckend in die Finsternis und auf das schwarze Kreuz mit dem lebensgroßen Christusbilde.

Aber unverwandt starrte Katschenka an Petr vorüber. Dort das Weiße war der Verband, und darunter klaffte gewiß Antons dunkelrote Wunde.

Petr hatte eine Weile wie im Schlafe dagelegen. Dann schlug er die Augen wieder auf und betrachtete seine Braut. Langsam glitt ein böses, spöttisches Lächeln über seine leeren Züge. Endlich sagte er leise:

„Wenn du nur hergekommen bist, meine Liebste, um diesen Kerl anzustieren ,der an allem schuld ist, so konntest du zu Hause bleiben. Du weißt doch? Der Gegenbauer muß vor Gericht, sagt der Vater, wenn er mit dem Leben davon kommt. Er ist in unserer friedlichen Versammlung wie ein Räuber aufgetreten, hat sich an deinem Bruder tätlich vergriffen und ist dann, er und die deutschen Bauern, mit Stöcken auf uns losgegangen. Er allein muß vor Gericht. Dein Vater sagt es.

Katschenka war bei dem ersten Worte zusammengefahren, als hätte sie plötzlich einen Schlag erhalten. Sie verstand nicht, was Petr ihr sagte, sie war ganz allein gewesen mit dem blutenden Anton und mit der ewigen Leuchte dort in der blutig schimmernden Finsternis. Sie hatte in der Stille ein Gelübde getan: Jeder Beteiligung an den Kämpfen ihrer Verwandten zu entsagen, wenn Anton genas. Noch andere Gelübde waren ihr erschreckend in den Sinn gekommen, während sie sich in dem kirchenstillen Raume mit Gott und ihrer Liebe allein fühlte. Wie aus einem stillen Traume hatte Petrs Anrede sie emporgeschreckt.

„Er wird nicht sterben!" sagte sie nach einer bangen Pause. Daß ihr Bräutigam von Anton sprach, war das einzige, was sie vernahm.

Petr lachte dumm vor sich hin.

„Wenn er nicht als Kranker hier bleibt, so kann er ja gleich beim Aufstehen eine Sträflingsjacke anziehen. Das Gericht wird ihn schon verurteilen. Du wirst auch so aussagen müssen, wie dein Vater und wir alle. Das wird was zu lachen geben."

Und Petr versuchte, Katschenka näher an sich heranzuziehen. Da entriß ihm das Mädchen ihre Hand und stieß zwischen den Zähnen hervor:

„Du Schuft!"

Petr hielt das Wort für eine Strafe für seinen Versuch, zärtlich zu werden, und mit ödem Lächeln schloß er die Augen.

Bis Mitternacht durfte Katschenka im Hospital bleiben; dann kamen zwei Schwestern zur Ablösung und Barbara führte das fremde Mädchen durch lange finstere Kreuzgänge, in denen nur die kleinen Lämpchen vor Heiligenbildern den Weg wiesen, in ihre Zelle zur Nachtruhe.

Vom nächsten Tage ab fühlte sich Katschenka, die ein rauhes dunkles Kleid angezogen hatte, schon wie zum Hause gehörig, als sie der fröhlichen Nonne in den Krankenraum folgte, ihr dort bei ihren Verrichtungen oder bei den schweren Pflichten in der Küche oder im Garten beistand.

So arbeitsam und tüchtig, so nützlich hatte sie sich das Leben in einem Kloster nicht gedacht, hatte es nicht für möglich gehalten, daß sie sobald die Freundin einer Nonne werden würde. Der Arzt, der täglich kam, lächelte seltsam über den Eifer der neuen Krankenpflegerin; er nannte Schwester Barbara, die auch er offenbar hochhielt, einmal scherzend: das Lockvögelchen; aber Katschenka sah, mit welcher Hingebung die Kranken gepflegt wurden, unter denen auch Anton war, und sie blickte mit ehrfurchtsvollem Neide auf die barmherzige Schwester.

Der Zustand der Verwundeten veränderte sich nur langsam. Der Sokolist lag noch immer ohne Bewußtsein da; trotzdem jede Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens ausgeschlossen war, wurde er mit rührender Sorgfalt gepflegt. Am zweiten Tage trug man sein Lager in einen

kleinen unbenutzten Nebenraum, der eigentlich für die Wache haltenden Schwestern bestimmt war.

Anton kam nach vierundzwanzig Stunden zu sich, gerade als der Untersuchungsrichter aus der Kreisstadt angelangt und als ihm von der Oberin der Eintritt ins Hospital verwehrt worden war.

Tag um Tag verging, ohne daß der Arzt Erlaubnis gab, mit diesem Kranken zu sprechen. Anton lag still, gehorchte bald jeder Anordnung seines Freundes, blickte Schwester Barbara jedesmal neugierig und dankbar an, aber Katschenka wußte noch nicht, ob er ihre Anwesenheit auch nur bemerkt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Als blinder Passagier nach Holland.

Von Gerhard-Heinz Glathe.

Der Kapitän war kein Menschenfreund. Nicht etwa, weil er mich nicht als Kochjungen anheuern wollte und der Koch alle Arbeit allein tun sollte, nein, darum war ich ihm nicht gram. Aber weil er mich an Bord einsperren wollte und auch von „Polizei" murmelte, als ich mich draußen auf See als blinder Passagier vorstellte. Das war nicht nett von ihm, denn eigentlich hatte ich meine Strafe schon weg.

Bitte, legen Sie sich einmal in ein Rettungsboot, zusammengekrümmt auf die Planken! Unter die Sitzbretter, versteht sich. Schwarze Nacht ringsum, denn der Regenüberzug läßt weder Licht noch frische Luft hindurch. Immer wieder hört man unbekannte Menschen auf Deck hin und her gehen, glaubt sich immer entdeckt, wenn die Schritte näher heranklingen, atmet auf, wenn sie vorbei sind, und wartet und wartet.

Aber immer noch kreischen die Kräne und Ladebäume ihr Arbeitslied. So schreckte mich ihr Lärmen schon am frühen Morgen von meinem Lager zwischen den chinesischen Teeballen, deren aromatischer Inhalt mich am Abend vorher in festen Schlaf versinken ließ und meinen Anzug während der Nacht so herrlich parfümierte; so lärmten sie, als ich mich am späten Nachmittag an Bord schlich und unbemerkt in das Boot kroch. Und nun rasseln die Ketten noch immer. Die Schauerleute arbeiten mit Schreien und groben Zurufen; Kisten, Fässer und Ballen poltern, rollen und fallen, und der gefräßige Schiffsleib gähnt nach mehr.

Wenn die Ladung bis acht Uhr nicht binnen ist, wird Schluß gemacht, der Dampfer geht dann eben erst morgen raus, und ich habe umsonst Blut und Wasser geschwitzt, aus Furcht, entdeckt zu werden. Dann kann ich sehen, wo ich die Nacht über bleibe, denn ungesehen aus dem Boot wieder heraus und mit meinen Siebensachen an der Nachtwache vorbei an Land zu kommen, ist unmöglich.

Aber aus den Sorgen heraus weckt mich — ja, weckt mich die plötzliche, unerwartete Stille. Die Ladebäume kreischen nicht mehr, Ketten rasseln nicht, und nun das bekannte, dumpf polternde Geräusch, wenn die Luken und Laderäume dicht gemacht werden. Der Lotse kommt an Bord, ganz deutlich höre ich ihn mit dem „Alten", dem Kapitän, reden, ehe er schweren Schrittes die Treppe zur Kommandobrücke hinaufstampft. Es dauert noch eine Weile, jetzt stehen die Maschinisten wohl schon an der Maschine, die Hebel in der Hand, nun werden wohl die Stahltrossen gelöst, die das Schiff an „de Pier" festhielten, ja, und nun gehen mit dröhnendem Donnergerassel die Anker hoch. Rufe, die wie Kommandos klingen, Schwanken und Wiegen des Schiffes, und jetzt, gottlob, beginnt das leise Schüttern und Rütteln: die Maschinen arbeiten, die Schrauben wühlen im Wasser. Wie ich es kenne und wie ich es liebe, dieses rhythmische Zittern! Der ganze Kasten zittert, mein kleines Rettungsboot (mich rettet es vor unbefugten Blicken) zittert mit, und ich selbst bebe vor Freude. Jauchzen darf ich nicht, jetzt noch nicht. Noch heißt es Geduld haben, sechs Stunden wohl noch, bis wir an Cuxhaven vorbei und draußen auf der See sind.

Dann mag der Kapitän wüten, ich lache und freue mich, denn bis Holland muß er mich, wohl oder übel, mitnehmen, vor Amsterdam kann er mich nicht zum Aussteigen nötigen.

Einmal siegt die Neugier doch. Vorsichtig lüfte ich die Plane (es ist ja schon dunkel) und sehe über die Reeling hinaus auf das schwarze Elbwasser. Hoch oben blinken die Sterne. Ab und zu ein Licht am Ufer, ein Häuschen, dann wieder gespenstergleich Büsche und Bäume, und jetzt, hinter der Bucht, den Abhang bis ans Ufer hinabgestreut, flimmern und schimmern vieltausend Lichter aus vielen, vielen Fensterchen. Mit Lichterreihen, senkrechten, wagerechten und halbbogenförmigen, dichtbesetzt, spiegeln sich zahlreiche Uferpavillons im gleitenden Wasser. Jazzmusik rauscht tutend, wimmernd und klappernd herüber, und buntes Leben kreist am Strand. Ob das wohl Blankenese ist?

Heute gleite ich bei Nacht und Nebel wie ein Flüchtling vorüber. Flüchtling vor dem Ich und dem Alltagsleben, vor den Menschen und ihrem Getriebe; Flucht in sorglose Ferientage, voller Sehnen, ein paar Wochen allein und unbekannt zu sein. —

Doch plötzlich sehe ich auf dem Vorderdeck eine dunkle Gestalt wie eine bewegliche Silhouette gegen den mattschimmernden Himmel: der wachthabende Matrose, der auslugend auf der Back auf und ab schleicht. Also ziehe ich meinen Kopf zurück und harre in Geduld auf die Erlösung aus dem engen Käfig. Höre wieder — hin und her, hin und her — den gleichmäßigen Schritt des Lotsen oben auf der Kommandobrücke und träume von fremden Städten und fremden Landen. .

Und dann höre ich endlich ein Motorboot längsseit kommen ,der Lotse klappert die Strickleiter hinunter, ein schreckliches Tuten unserer Dampfsirene, und wir fahren hinaus. Mit geschlossenen Augen liege ich im Dunkeln und glaube doch zu sehen, wie Cuxhaven vorbeigleitet mit seinem blinkenden Leuchtturm, wie wir zwischen den Molen, die weit ins Wasser vorragen, hinausfahren aufs Meer.

Wir haben Sturm — bei sternklarem Himmel —, denn langsam beginnt das Schiff zu schwanken und zu schaukeln. Nun ist's wohl Zeit; ich kann mich aus meinem unbequemen Versteck hervorwagen. Und ich habe Glück. Der Koch steht an der Kombüsentür, ich tauche aus dem Dunkel plötzlich vor ihm auf, den Zeigefinger auf den Lippen:

„Pst! Pst! Leise sein! Ruhig!" flüsternd kläre ich ihn auf. Er kennt den Rummel, schmunzelt und versteht. Wer weiß ,ob nicht auch ihn nur die Sehnsucht nach fernen Ländern, nach Reisen und Abenteuern hinaus gelockt hat, von seiner schönen Stellung im Hotel fort und auf See, „up een Schipp".

Schon sitze ich in der Kombüse vor einer großen Schüssel „Plum' und Klünn" (Backobst mit Klößen), beruhige meinen mißhandelten Magen und habe Mühe ,all die vielen Fragen des Kochs zu beantworten.

Dann kommen der Bootsmann und ein Matrose nach dem anderen, der „Alte" schläft, ich habe Zigaretten und besiege damit das letzte Mißtrauen. Wir smeuken, klöhnen und singen. Der Steuermann oben auf der Brücke wird abgelöst, auch ihm werde ich vorgestellt: „Mensch, wo kümmst denn du her?" Noch ehe der Kapitän am anderen Morgen an Deck kommt, habe ich die ganze Besatzung zum Freund. „Wat will hei nu?" Emil, der zweite Maschinist, hat noch in Hamburg seine weiße Mütze gewaschen und trägt sie nun stolz auf seinen langen Haaren. Auf meine Frage, wann wir wohl in Amsterdam ankommen, meint er: „Kiek, mien Jong! Jetzt is de Mütz witt (weiß), und wenn se wedder swat (schwarz) is, denn, mien Jong, denn sind wi in Amsterdam." Er darf schon „mien Jong" sagen, denn er ist 35 Jahre lang zur See gefahren.

Aber wir bekommen gegen Abend starken Wind von vorn, schwere Wetter ziehen auf, die See wird wilder, und nur ganz, ganz langsam kämpfen wir uns gegenan. So wird Emils Mütze schwarz bei der Arbeit vor den Kesseln, und noch haben wir nicht das Feuerschiff von Terschelling hinter uns.

Das ist gut! Einmal macht die Seefahrt Spaß, je toller, um so schöner, und dann habe ich Zeit genug, mich in der Küche beim Koch (wo immer mancherlei Gutes abfällt) und auch im Kartenhaus beim Ausrechnen und Klarmachen der Zollisten und Ladebücher nützlich zu machen. Und so versöhne ich allmählich, ganz allmählich auch den Kapitän . . .

Als ich dann in Amsterdam mit meinem Bündel an Land ging, nachdem ich allen Leuten die schwere Arbeitshand gedrückt hatte, schieden wir als gute Freunde. Und niemand war an Bord, der mir nicht gute Reise wünschte.

Die kleine Uhr.

Historische Skizze von **Max Geißler.**

Südsommerabend im Jahre 1905, Vormitternacht. Mit den Palmenwedeln am Hange des Posillip flüsterten die Sterne; denn der Wind war eingeschlafen auf dem blauen Bette des Golfs von Neapel. Durch die offenen Fenster der Villa auf dem Hügel kam der Duft von Zitronenblüten und Nelken. Die Gesellschaft — alte Damen und Herren der Aristokratie — paßte sich dem „Vieux style" des Salons in vollendeter Weise an. Man sprach französisch — vielleicht, weil die eine der Damen, die Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war, diese Sprache liebte. Und jene Dame? Die Kaiserin Eugenie von Frankreich.

Man erzählte Ehegeschichten. Aus Kreisen der vornehmen Welt, aus vieler Herren Ländern. Gedämpft im Ton — nicht immer gedämpft in der Farbe. Auch dazu stand das alte Gold um glutende Wandgemälde ganz prachtvoll. Gerade schloß die Gräfin Collodi ihren Bericht über einen jener gelebten Filme . . . „Nun, so kam, was kommen mußte: Geisteskrankheit ist Scheidungsgrund!" Ein paar Augenblicke der Stille flügelten durch den Raum. Währenddes sprühten in den Augen des Barons Mondiglioni Lichter auf. Man kannte das: Fackeln, die um einen geistreichen, meist aber sarkastischen Einfall leuchteten. „Seltsam", knarrte der Baron.

„Seltsam?"

„Na ja — Verrücktheit ist doch in der Regel die Ursache der Ehe!"

Das Lachen der Runde, das diese geschliffenen Worte quittierte, war gedämpft im Ton — gedämpft in der Farbe war es nicht. Der Fächer in der Hand der Kaiserin faltete sich auf und zu, aber nicht in Erregung; denn der rasche Blick, den Eugenie dem Satiriker zuwarf, war eindeutig. „Bravo, Baron!" sagte dieser Blick; und dann begann die Kaiserin zu sprechen. Die Korona schwieg gefesselt. Eugeniens Worte wurden blank und scharf, je mehr sie sich dem Kerne der Sache näherten. Ganz nebenläufig begann Madame: wie Ehen häufig ein Spiel des Zufalls seien, veranlaßt durch eine unvermutete Begegnung, die zwei Menschen für das Leben vereint . . . oder nicht. Madame hielt sich bei Einleitungen nicht auf; schon war sie in ihrer Geschichte:

„Hören Sie! Als ich jung war — es war in Toulouse — kannte ich ein Mädchen der spanischen Hocharistokratie. Es galt für schön und klug. Verliebte sich in einen Husarenleutnant — prachtvoller Mensch, aber arm. Auch das Mädchen war nicht reich. Alle Minen ließen die Eltern springen, ihre Tochter von dem Gedanken einer Heirat mit dem Offizier abzubringen. Doch, wie das so geht: die Jungen waren besessen von ihrer Liebe. Was tun? Flucht! Der Plan war fertig. An dunklem Herbstabende wartet auf einem Vorstadtplätzchen ein geschlossener Wagen. Wartet. Das Mädchen entwischt aus dem väterlichen Hause, eilt zu jenem Plätzchen, springt in das hutsame Vehikel und — wartet; denn von rechtswegen sollte ein Husarenleutnant in diesem Vehikel sitzen. Saß aber nicht! — Die Glocke der alten Kirche brummt die volle Stunde. Der Zeiger der Turmuhr, in Nacht gehüllt, schleicht durch Minuten mit der Mühseligkeit gequälter Stunden. Die Glocke vom Turm schlägt das nächste Viertel. Eine Gestalt gleitet an schwarzer Hauswand entlang — der Leutnant nicht. Dem Rosselenker auf dem Bock drückt der Halbschlaf den Kopf gegen die linke Achsel. Der Mann hört nicht, wie sich der Schlag seines Wagens auftut — von innen. Ahnt nicht die Bitterkeit des Leids, mit dem die Enttäuschte davoneilt, durch finstere Gassen — heim, heim! Der Spätwind trocknet ihr die nassen Augen, kühlt ihr die Lider. Daheim hat niemand die Abwesenheit bemerkt. In ihrem weißen Mädchenstübchen starrt sie in das Licht der Kerzen, horcht auf ihr stürmendes Herz. Da meldet der Diener nebenan den Besuch des Husarenleutnants. „Ungebeten? In dieser Stunde?" Das Mädchen erscheint im Zimmer der Eltern. Ihre Lippen sind schmal, der Schmerz preßt sie zusammen. Ihr Gruß ist stumm, kalt. Der Rausch ist verflogen! Der Offizier findet keine andere Gelegenheit, ihr den Grund seines Ausbleibens zu erklären; denn er kann kein Wort mit ihr wechseln, mit ihr ganz allein! Er zieht die Uhr, die kleine Uhr, die ein Leben lang pünktlich ging — „und denken Sie: heute an diesem Abend versagt sie den Dienst. Ein paar Minuten vor einer wichtigen Entscheidung ist sie stehen geblieben, doch ich ahnte das nicht! Niedertracht der leblosen Dinge." Das Mädchen hört und hört nicht. Der Augenblick ist verstrichen; für sie ist alles zu Ende . . .

„Auch Ihre Geschichte, Majestät?"

„Nein," fuhr Madame mit einem schmerzlichen Lächeln fort, „Laune der kleinen Uhr: ich wurde die Kaiserin der Franzosen!"



* **Ein Minister, der kochen kann.** Der Washingtoner Gesellschaft harrt eine neue Sensation. Schon heute begann das große Rätselraten, wer die Auserwählten sein werden, die an inoffiziellen Festen des Postministers der Regierung Hoover, des Mister Walter F. Brown, teilnehmen werden. Diese Feste werden nämlich etwas ganz Neuartiges im Washingtoner Gesellschaftsleben darstellen. Sie werden sich weder durch Prunk, noch durch steifes Zeremoniell auszeichnen, sondern durch eine kuriose Idee. Zu diesen Abenden werden nämlich nur solche Gäste eingeladen, die neben ihrer anderweitigen Beschäftigung auch kochen können; denn . . . Mister Brown war gewohnt, als er noch kein Minister war, während seiner Urlaubszeit in den Bergen ein regelrechtes Nomadenleben zu führen. Er ging mit seinen Freunden auf die Jagd und ihr Hauptvergnügen war, keinen Koch mitzunehmen, sondern ihre Speisen selbst zuzubereiten. Diesen Sommer müssen aber die Regierungsmitglieder in Washington verbleiben. So verlangt es die hohe Politik. Da aber der Postminister trotz allem das Nomadenleben nicht missen will, ist er bestrebt, sich in den heißen Sommermonaten wenigstens die Illusion dieses Lebens zu verschaffen. Er wird also in seiner Amtswohnung Mittag- und Abendessen veranstalten, wo jeder Gast die Speisen, die er verzehren will, nicht nur mitbringen, sondern auch selbst wird kochen müssen. In Washington lernen daher die Männer eifrig kochen, um der hohen Ehre, Gast des Postministers zu sein, teilhaftig werden zu können.

*

* **Dreitausendsechshundert Mahlzeiten und die Liebe.** Nach der gewiß nicht übermäßig kurzen Brautzeit von rund vierunddreißig Jahren riß denn doch die Geduld der schönen (oder zumindest früher einmal schönen) Ilona v. Rohonczy, und sie gab ihrem Herzallerliebsten, soweit man das nach einem dreieinhalb Jahrzehnte langen Tête à Tête noch überhaupt sagen kann, „kurzerhand" den Laufpaß. Das Nachspiel erfolgte vor dem Gericht. Die verflossene Dauerbraut forderte Schadenersatz von dem Ehescheuen. Nicht etwa wegen uneingehaltenen Heiratsversprechens, sondern für die rund dreitausendsechshundert Mahlzeiten, Mittag- und Abendbrote, sowie gemütliche Kaffeekränzchen, die der nunmehr auf die Straße gesetzte Bräutigam seit 1895 in Empfang genommen hat. Mit der Begründung, sie sei kein „Volksernährer".



* **Mildernde Umstände.** Richter: „Der Angeklagte hat Sie bei dem Einbruch nicht nur bestohlen, sondern auch noch das Klavier Ihrer Frau gänzlich demoliert — und Sie bitten noch um mildernde Umstände?" — Zeuge: „Herr Richter, Sie hätten mal meine Frau hören sollen, wenn sie Klavier spielte!"

*

* **Die Perle.** „Brauchen wir noch was zum Essen, Minna?" — „Jawohl, vor allen Dingen neue Teller, gnädige Frau, ich habe eben das ganze Geschirr hingeschmissen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.